


Abonnementspreis:
Jährlich ......... 7$000
Halbjährlich ..... 4$000

Verantwortlicher Schriftleiter: FR. KNIESTEDT.
Geschäftsstelle: Rua Voluntarios da Patria 1195
Zuschriften sind zu richten an: Caixa Postal 501

Einzelnummer: $300

**Jahrgang 2** — **Porto Alegre, 31. Dezember 1934** — **Nummer 39**

# Roosevelt zwingt England

Von Harry Lowell.

Vielfach verbunden mit dem eruptiven Europa und der pazifischen Hochdruckzone; im eigenen Haus von der Labourbewegung berannt; an hundert Stellen verwundbar, an vielen akut bedroht, kennt England seit dem Waffenstillstand nur eine politische Maxime: abwarten und ausgleichen.

Dass diese Mittlerposition mit wirklicher Neutralität gleichbedeutend sein konnte, ist Englands gefährliche Illusion. Genau auf der geometrischen Halben zwischen den saturierten Verteidigern des Status quo und den revisionistischen Energien nachgeborener und wiedererstandener Mächte könnte sich aber nur eine Politik totaler Isolation halten. An den Entscheidungen teilnehmen, einen Ausgleich anstreben heisst aber: zum Wortführer der „gerechten Forderungen" gegen die „überlebten Verträge" werden.

In Europa sind die für England daraus resultierenden Schwierigkeiten an sich überwindbar; es geht da zwar gegen uns, aber die Situation klärt sich: Das kontinentale Kräfteverhältnis wird stetig zu gunsten der revisionistischen Allianz revidiert; auf Seiten Frankreichs wächst die müde Bereitschaft zu Teilkonzessionen. Anders am Pazifik! Roosevelts undogmatischer Kurs verbindet den Rückzug aus Kuba, Nicaragua und den Philippinen mit überraschender Intransigenz gegen Japan. Roosevelts Entschluss, sich vom „Meere der Entscheidung" nicht abdrängen zu lassen, findet den Beifall der britischen Dominions in Fernost. Hier kollidieren die Ausgleichsinteressen der senilen englischen Politik mit der fürs Zusammenhalten ihres Weltreichs lebensnotwendigen britisch-amerikanischen Freundschaft.

An der Schnittfläche dieser beiden Interessenebenen entstanden die Differenzen, deren Ausbruch die londoner Flottenkonferenz bald nach deren Beginn fast schon zum Scheitern gebracht hat.

•

Der wirklich sensationelle Auftakt zur Konferenzkrise blieb in der überschrieenen europäischen Oeffentlichkeit unbeachtet: Durch eine newyorker Spezialinformation der „Times" liess Präsident Roosevelt am Montag, den 12. November, die englische Regierung brüsk warnen, sie möge die britisch-amerikanischen Beziehungen nicht durch ein Techtelmechtel mit Japan aufs Spiel setzen. Das schlug ein: am nächsten Tag schon erklärten MacDonald und Eden feierlich, England habe „in letzter Zeit mit Japan keine Verhandlung bezüglich der Lage im Fernen Osten oder über Mandschukuo geführt".

Londons Entschuldigung erschien gleichzeitig mit der aus Washington kommenden Ankündigung einer riesigen Luftdemonstration der USA. Der Geschwaderflug dutzender amerikanischer Amphibienflugzeuge von San Francisco über Hawaii und Guan zur philippinischen Hauptstadt Manila wäre in jedem Zeitpunkt eine militärische Aktion erster Ordnung; gar im Zusammenhang mit Japans Weigerung, seine Mandatsinseln im März 1935 zu räumen, im Zusammenhang mit der provokanten tokioter Erklärung, die auf jenen Inseln festgestellten Fortifikationsbauten seien harmlose —Zuckerfabriken, wird der Massenbesuch amerikanischer Grossbomber mitten im japanischen Interessenbereich zur glatten Drohung an Japan.

Ihr erstes Echo kam aus London; am gleichen Mittwoch erklärte das englische Kabinett in einer vielstündigen Geheimbesprechung mit den amerikanischen Delegierten sein Einverständnis damit, dass die USA freie Hand zur Schaffung von Flottenstützpunkten am Pazifik erhalten sollen, wenn Japan östlich der alten Washingtonlinie militärische Befestigungen errichtet. Gleichzeitig richteten die englischen Flottendelegierten an die USA und Japan einen neuen „Kompromissvorschlag", der deutlich genug unter dem amerikanischen Druck zustandekam:

Erstens: Japan erhält die maritime Gleichberechtigung „im Prinzip" zuerkannt — verpflichtet sich jedoch, „keinen Gebrauch davon zu machen". Zweitens: Die USA erhalten das Recht, grosse Flugzeugmutterschiffe zu bauen; dafür darf Japan U-Boote einstellen und England siebzig Kreuzer. Drittens: Das Tonnagemaximum soll zwischen dem japanischen (25 000 t) und dem amerikanischen (35 000 t) Vorschlag liegen, also 30 000 Tonnen betragen.

Japans Kardinalforderung nach Rüstungsgleichheit bliebe auf diese Art faktisch unerfüllt; dass Kompromiss über die Mazimaltonnage wäre eine sehr geringfügige Kompensation. Da wesentliche Nebenfragen in internen amerikanisch-englischen Verhandlungen bereinigt wurden, ist Tokio durch das Dreinfahren Roosevelts in die Position des Aussenseiters gedrängt, der anzunehmen oder abzulehnen hat, was die beiden anderen Verhandlungspartner ihm gemeinsam präsentieren.

•

Der Druck Washingtons war diesmal stark genug, England vom japaufreundlichen Mandschukuo-Kurs auf die Linie angelsächsischer Solidarität zurückzuzwingen: In Europa aber fehlt diese überragende Macht, die das Foreign Office von der gönnerhaften Duldung der italienischen Abenteurerpolitik und der parallelen deutschen Aufrüstung abhalten könnte. Die Rücksicht auf konservative Parteiinteressen, Angst vor den Unterhauswahlen — all das verstärkt im Gegenteil Londons senile Taktik, die „Teilergebnisse" erzielen will und nicht sieht, welche Abgründe sich dahinter auftun.

# Die Jugend der Sowjetunion

Von Marc Hinoy.

Der Haupteindruck, den man von der Sowjetunion gewinnt: Sie wird durch die Jugend beherrscht. Im Staatsapparat spielen die jungen Söhne der Arbeiterklasse und der Bauernschaft eine führende Rolle. Verblüffend gross ist die Zahl der Jugeudlichen, die im Parteiapparnt und beim Bau der Betriebe verantwortliche Positionen einnehmen. Die Jugend ist überall da, sie beschäftigt die Aufmerksamkeit der Beobachter, sie zwingt dem gesamten Leben des Staats ihre Eigenart auf.

Die Jugend der Sowjetunion ist von Zuversicht erfüllt. In den Hauptstädten funktioniert die Verpflegung besser als in den Provinzen, aber auch die unterernährte Jugend der Provinz ist von Enthusiasmus erfüllt. Diese Begeisterung hinterlässt einen tiefen Eindruck, wie die Sowjetjugend überhaupt. Sie bleibt sich darüber im klaren, dass ihr Leben sehr schwer ist; nur glaubt sie daran, dass die Früchte nicht ausbleiben werden. Aber da sagte mir im Süden ein fünfzehnjähriger Komsomolze, mit dem ich mich unterhielt: Die Alten würden die bessere Zukunft vielleicht noch erleben, er aber kaum. Auf meine Frage, weshalb das denn grade den Alten und nicht seiner Generation vergönnt sein sollte, erwiederte er: „Weil die Alten sich in der Vergengenheit sattgegessen haben, ich aber nie". Berücksichtigt man die Bedingungen ihrer politischen Erziehung, dann wirkt es überraschend und fast unglaublich, wie sehr die Jugend der USSR zu selbständigem Denken und kritischer Orientierung fähig blieb. Sie glaubt daran, dass sie an der sozialistischen Gesellschaft baut; zugleich aber kritisieren viele Jugendliche die übermässigen Tempi der Industrialisierung, die nach ihrer Meinung die schwierige materielle Lage der breiten Massen verursachen.

Im Vergleich mit der Vorkriegszeit überrascht der kulturelle Aufschwung. Alle lernen, man lernt rasch, oft lernt man nicht zu ende. Auch die alten Leute lernen. In der Sowjetunion gibts viele Schulen zur Hebung und Umgestaltung der Qualifikation. Für die Leute aus der Arbeiterschaft, die hoho Posten im Regierungsapparat einnehmen, sind da spezielle Fakultäten „besonderer Bestimmung" errichtet; sie stellen anscheinend einen Zweig der Fakultäten für Gesellschaftswissenschaften dar. Kalinin, Bubnow, Woroschilow sollen diese Fakultäten absolviert haben. (Natürlich brauchen diese führenden Männer nicht zum Unterricht zu gehen — die Schule kommt zu ihnen.) Einmal sah ich, wie ein sehr verantlicher Funktionär sich in seinem Arbeitszimmer, zwischen anderen Geschäften, mit der Lösung einer mathematischen Aufgabe herumplagte.

Der starke kulturelle Aufschwung ist auf die angewandten Wissenschaften beschränkt. Auf dem Gebiet der humanistischen Wissenschaften dominiert das politische Grundwissen, besonders die Geschichte der Partei, die nach der Methode Trotzkis aber im Sinne Stalins geschrieben und gelehrt wird. Gemessen am relativ hohen Niveau der angewandten Wissenskenntnisse verblüfft, bei Kommunisten und bei verantwortlichen Funktionären, die Ignoranz hinsichtlich Europas und der internationalen Arbeiterbewegung. Es besteht da ein starkes Misstrauen gegen die Informationen der eigenen kommunistischen Presse; aber ein dringendes Bedürfnis nach selbständiger Lektüre und dem Studium der Dinge habe ich nicht beobachten können. Die Einheitsfront in Frankreich hat grosses Interesse hervorgerufen, die neue und unerwartete Wendung der Komintern hat jedermann verblüfft. Der Abgrund zwischen Sozialisten und Kommunisten, wie er bei uns in Amerika besteht, trat in den Aeusserungen russischer Kommunisten über die Sozialisten nicht hervor. Es muss aber gesagt werden, dass in den russischen Kommunisten vom früheren Kommunismus nicht mehr viel übriggeblieben ist. Der Eintritt der USSR in den Völkerbund kam für die Mehrheit der russischen Kommunisten unerwartet: sie führen ihn auf nationale Erwägungen zurück. Unter der Jugend ist ein bis zum Chauvinismus gehender Nationalismus sehr verbreitet, bei älteren Kommunisten tritt er in geringerem Masse auf. Aber das ist ein Nationalismus, der weder rassistischen noch religiösen Charakter trägt; er ist von territorialer Art — eine Neuausgabe des grossrussischen Panslavismus. „Wir" sind überall die Ersten, auf jedem Gebiet gelingts uns, die anderen einzoholen und zu überholen; „wir" bauen die Welt um, die anderen aber sind stupide Spiesser oder Feiglinge.... Der Internationalismus der Sowjetkommunisten überschreitet kaum den Rahmen der Völker und Nationen, die auf dem Gebiet der USSR leben.

Die alte Generation der Kommunisten ist der Ansicht dass in der Sowjetunion der Sozialismus errichtet wird, nicht nach dem klassischen Muster sondern ein eigenartiger „russischer" Sozialismus. Sie sind sich aller Schwierigkeiten bewusst, aber sie halten sie für ebenso unvermeidlich wie die Tatsache, dass dieser Sozialismus um den Preis der Unterernährung und des Hungers breiter Schichten der Bevölkerung realisiert wird, dass seine Finanzierung durch den Asketismus der Massen, durch die Verwertung der unterbezahlten Arbeit von Arbeitern und Bauern erfolgt. Uebrigens vermeiden es nicht nur verantwortliche Kommunisten sondern auch Jugendliche, über die allgemeinen Themen des sozialistischen Aufbaus zu sprechen: Man konzentriert alle Aufmerksamkeit auf das Gebiet, auf dem man gerade tätig ist. Die Arbeiter fühlen sich nicht als direkte Herren des Landes, auch die Jugend nicht, — Herr ist der Staat; aber dieser Staat wird von der Jugend als ihr eigener empfunden, und daraus resultiert der Patiotismus der Jugend.

•

Den Krieg hält man für unvermeidlich und man bereitet sich auf ihn vor; doch ist in der letzten Zeit — im Zusammenhang mit dem Verkauf der Ostchinabahn — die Ueberzeugung, der Krieg würde sofort oder in der allernächsten Zukunft ausbrechen, schwächer geworden. Manche wünschen den Krieg herbei, weil sie hoffen, dass er die Regierung zwingen würde, sich den Arbeitern und Bauern zuzuwenden und ihre Politik zu ändern. Es gibt viele Unzufriedene, fast alle sind unzufrieden — auch verantwortliche Staats- und Parteiarbeiter, auch Rotarmisten. Und jeder der Unzufriedenen hat seine Erklärung, verfügt über seine eigene Theorie der Unzufriedenheit. Zwischen all den Unzufriedenen bin ich aber keinem einzigen begegnet, der eine Lösung etwa auf dem Weg des Sturzes der Sowjetmacht, auf dem Weg einer neuen Revolution suchte. Die allgemeine Vorstellung geht dahin, dass an den Uebeln nicht das Regime selbst die Schuld trägt sonder das Tempo der Industrialisierung. Daher sucht man nach einem Ausweg nicht durch Revolution sondern durch Reformen.

Ich habe mich sowohl mit Kolchos- wie auch mit Einzelbauern unterhalten. Die Sowjetmacht hat bisher die Kolchosbauern nicht davon zu überzeugen vermocht, dass die Kollektivisierung ihnen mehr bietet als die Privatwirtschaft zur Zeit der NEP. Aber sie und auch die Einzelbauern glauben nicht daran, dass eine Rückkehr zum alten Dorfleben möglich werden kann.

Vom Antisemitismus jener aggressiven Form, in der er sich vor einigen Jahren fühlbar machte, besteht in der Sowjetunion auch nicht die Spur mehr. Der Tod der NEP, das Verschwinden der NEP-Leute, deren Anblick vor dem allgemeinen Hintergrund der äussersten Armut provozierte, hat anscheinend die Hauptquelle des Judenhasses vernichtet. In der gleichen Richtung wirkt der forcierte Prozess der Einbeziehung des Judentums in das industrielle Leben des Landes; die

positive Funktion einer zunehmenden Industrialisierung der jungen russischen Judengeneration kann schwerlich überschätzt werden: Sie hat das Antlitz des Judentums in den Städten, Dörfern, Siedlungen und kleinen Flecken vollkommen verändert.

Gewerkschaften bes ehen in der Sowjetunion nicht als Organe der Vertretung von Klasseninteressen der Lohnarbeiter und Angestellten, sie existieren auch nicht als Organe der proletarischen Selbsttätigkeit. Die «Gewerkschaft» genannten Institutionen sind von niemandem gewählte, von der Partei eingesetzte Organe der Staatsmacht und da in fast allen Unternehmungen der Sowjetunion der Staat Besitzer und Arbeitgeber ist, unterscheiden sich die Gewerkschaftsbüros in formaler Hinsicht durch nichts von unseren amerikanischen Company-Unions. Aber nur der Form nach nicht.... Faktisch besteht da schon ein Unterschied: Partei und Regierung haben das ubjektive Bestreben, die Interessen der Arbeiter streng zu wahren, wenn deren Befriedigung nur nicht den praktischen Aufgaben des Staats widerspricht oder auch bloss aktuellen technischen und finanziellen Plänen des betreffenden Betriebs. Trotz der Entartung der Gewerkschaften in den Niederungen des wirtschaftlich-administrativen und des kulturellen Lebens entsteht eine neue, ungewöhnliche Form der Arbeiterdemokratie. Dieses Surrogat der Wirtschaftsdemokratie ist allem Anschein nach durchaus nicht so karikaturenhaft, so inhaltlos, wie mir das vor meiner Reise in die Sowjetunion erschien.

Noch weniger als die Gewerkschaften haben die Sowjets (die Dorf- Stadt-, Bezirks- und Gebietsräte) und die Genossenschaften ihren ursprünglichen Charakter als Organe der Selbsttätigkeit und Massenkontrolle erhalten. Sie sind heute amtliche Kanzleien, die den bestehenden Bedürfnissen eines sehr komplizierten und sehr ausgewachsenen bürokratischen Staatsapparats entsprechen — hier gut, dort schlecht.

*

Der Charakter des Regimes, das im Ergebnis der Revolution entstanden ist, lässt sich meiner Ansicht nach exakt wissenschaftlich noch nicht klassifizieren. In der USSR selbst äussert man sich — sofern man darüber nachdenkt — nicht laut. Leuten, die aufrichtig glauben, dass in der Sowjetunion der Sozialismus verwirklicht ist, bin ich dort auch unter Kommunisten nicht begegnet. Das Firmenschild «Staatskapitalismus» ist zu schmal, als dass es all die komplizierten und vielseitigen Formen des volkswirtschaftlichen Lebens bedecken könnte; auch der Terminus «Staatssozialismus» wird ihnen, glaube ich, nicht gerecht: Denn in der Union gibt es noch nicht viel von Sozialismus.

Man gewinnt den Eindruck, dass sich das gesamte Leben der USSR in der Entwicklungsrichtung eines neuen herrschenden Standes bewegt oder (ich will den Terminus «Klasse» nicht anwenden, denn um eine Klasse handelt es sich noch nicht) einer neuen Kaste. Das drückt dem ganzen Leben in der Sowjetunion seinen Stempel auf und wirkt sich überall aus: beim Einkommen, bei der Ernährung, der Wohnfläche, beim Komfort des Alltags, in den Gebäranstalten, den Säuglingskrippen, Kinderheimen und selbst in den Schulen. Es bildet sich eine privilegierte Kaste heraus und erlangt Bürgerrechte in der «klassenlosen» Gesellschaft, die für die jetzige Phase der russischen Revolution vom zweiten Fünfjahrsplan vorgesehen ist.

Diese Kastengliederung der Gesellschaft fällt bei jedem Schritt krass auf. Davon zeugen die für Unbefugte geschlossenen «Verteiler», jene nach Kasteneinteilung organisierten Geschäfte, in denen verantwortliche Staatsfunktionäre, Parteiarbeiter, Angehörige des Kommandostabs der Roten Armee, die GPU, die Miliz, die Gelehrten, Akademiker und hochqualifizierte technische Spezialisten für ihren Rubel alles bekommen, was sie brauchen. Aber vor der Masse der Arbeiter und Angestellten sind die Türen solcher Geschäfte durch eigene Zerberusse bewacht. In den für sie bestimmten «Verteiler» können die Arbeiter (die im allgemeinen im Betrieb verpflegt werden) nichts bekommen als Brot, einige Pfund Graupen, Heringe und etwas Zucker — so es solchen gibt.

Von Kastenprivilegien zeugen auch neue Paläste, die einzelne Aemter und Betriebe für ihre administrativ-technische Aristokratie errichten; für Kastenentwicklung spricht auch die gesicherte Bevorzugung in den «Insnab» (Ausländermagazine) und «Torgsin», in den reich ausgestatteten Restaurants und Komforthotels, auf der Eisenbahn (bei Erlangung von Fahrkarten und der Wahl der Reiseklasse). Gesonderte Krankenhäuser, Geburtsheime, Kinderhorte, Säuglingskrippen, Schulen und Sanatorien für die Privilegierten, die besondere Aufmerksamkeit, mit der die Verwaltung jetzt parteilose Spezialisten umgibt — all das drängt den Verdacht auf, dass in der Sowjetunion jetzt eine neue herrschende Klasse von Technokraten und Bürokraten entsteht, die bestrebt ist, die nationalisierte Volkswirtschaft vor allem in ihrem eigenen Interesse zu lenken. Das ist — ich unterstreiche es — ganz gewiss kein bewusster Prozess; er geht blind vor sich und wird dadurch verstärkt, dass es angesichts des Industrialisierungstempos nicht genug Produkte und erforderlichen Komfort für alle gibt.

Der Aufstieg von unten in die privilegierte Kaste ist vorderhand noch nicht versperrt; es ist aber, glaube ich, nicht ausgeschlossen, dass die Beschleunigung des industriellen Aufbaus und damit auch der Bedarf an neuen Ingenieuren, Technikern und Organisatoren der Produktion und des Austauschs nachlassen wird. Dann wird sich freilich die Tendenz zur Erschwerung des Zutritts von „Fremden" (von Arbeiter- und Bauernkindern) in die Hochschulen durchsetzen — die Tendenz zur Monopolisierung der Hochschulbildung und damit zur Garantie einer neuen herrschenden Klasse in diesem Land. Dann würde das Staatseigentum an allen Produktions-, Tausch- und Konsumtionsmitteln zur Basis eines neuen Regimes. Es wäre weder ein kapitalistisches noch ein sozialistisches; in Ermangelung eines besseren Terminus würde ich es als Technokratie bezeichnen. Die Volksmasse bewegt sich nicht in politischer Freiheit — das steigert die Gefahr eines so unerwarteten Finales der russischen Revolution.

# Ursula K.

Zum Tode des Bankiers Pfeiffer geben wir folgende Notiz wieder.

Die Redaktion.

«Vor wenigen Wochen ereignete sich in Berlin ein Autounfall. Ecke Kurfüstendamm und Uhlandstrasse ist ein gefährlicher Kreuzungspunkt, an dem Verkehrsregelung streng erfolgt. Das rote Licht, das Halt gebietet, flammte auf, aber ein Auto, das von einem jungen Mädchen gesteuert wurde, kümmerte sich nicht darum. Resultat: ein Toter, zwei Schwerverletzte.

Das Schnellschöffengericht, das sich sonst mit so schweren Delikten nicht abzugeben pflegt, trat rasch zusammen. Ein Zuchthausurteil war zu erwarten. Aber am nächsten Tag berichteten die berliner Zeitungen, dass der Staatsanwalt einen verhältnismäsig gelinden Antrag gestellt hatte; er wollte sich mit neun Monaten Gefängnis begnügen. Das Gericht hat jedoch die achtzehnjährige Ursula K. freigesprochen.

Dieses ganz unpolitische Ereignis wurde in Berlin viel diskutiert. Man regte sich auf, fand das Urteil unerhört und wurde noch böser, als man erfuhr, wie sich das junge Mädchen unmittelbar nach dem Unfall auf der Polizeiwache verhalten hatte. Da sie nämlich vor der Vernehmung warten musste, zog sie einen Roman aus der Tasche und vertrieb sich damit die Zeit, nachdem sie gerade vorher einen Menschen getötet und zwei andere schwer verletzt hatte.

Die Verünglückten sollen Ausländer gewesen sein, und deshalb interessierte sich eine dänische Zeitung für den Fall. In Dänemark wurde behauptet, Ursula K. sei die Tochter eines führenden Nationalsozialisten. Das junge Mädchen, das angeblich in einem geborgten Auto gefahren sei, habe tatsächlich den Wagen ihres Vaters benutzt. Der Führerschein sei der feschen Automobilistin durch verwandschaftliche Beziehungen zu schnell ausgestellt worden.

Da über das milde Urteil viel geredet wurde, las man nun in der Zeitung: die Staatsanwaltschaft habe Berufung eingelegt. Allerdings wurde nicht bekanntgegeben, wann ein neuer Termin stattfinden werde, und vorläufig scheinen es die Gerichte nicht eilig zu haben. Es wurde bestritten, dass es sich um die Tochter eines hohen Nationalsozialisten handle. Aeusserst human fügten die nationalsozialistisen Zeitungen hinzu, dass man einem jungen Menschen für seine Zukunft nicht Ungelegenheiten bereiten könne, indem man nun den vollen Namen der Ursula K. der Oeffentlichkeit mitteile.

Wir haben recherchiert. Die junge Automobilistin, die ungerührt auf der Polizeiwache sass und einen Roman lass, nachdem sie ein fürchterliches Unglück angerichtet hatte, und die dann, obwohl alles sonnenklar war, wegen Mangel an Beweisen und nicht etwa wegen Schuldlosigkeit freigesprochen wurde, heisst Ursula Kerrl. Ja, sie ist die Tochter des bekannten Nationalsozialisten Kerrl.

# DIE PRIVATANGESTELLTEN DER CSR. IN IHREM VÖLKERBUND

Die Zusammenfassung aller Privatangestellten ohne Unterschied ihres politischen und religiösen Bekenntnisses und der Sprache in einer einheitlichen Berufsorganisation galt zur Zeit der sozialen Neugestaltung im Jahre 1918, als die einzige richtige, wenn auch in ihrer Durchführbarkeit schwierige Organisationsform. Um ein dauerndes, befriedigendes und vertrauensvolles Zusammenarbeiten aller in Frage kommenden Gruppen herbeizuführen, waren zunächst nicht unerhebliche organisationstechnische und ideologische Hindernisse zu überwinden. Es ist aber sicher kein Zu-

(Fortsetzung auf Seite 5).

# Erinnerungen

von Fr. Kniestedt.
(18. Fortsetzung.)

In kurzer Zeit hatte ich mich in meinem neuen Beruf eingearbeitet. Es galt für mich, diese Organisation auszubauen, und für die Propaganda meiner Idee eine Grundlage zu schaffen. Die Lokalvereinigung war ein Ueberbleibsel der alten selbständigen berliner Organistionen. Als das Gross vom Zentralisationsfieber befallen wurde, und den Zentralverband der Transportarbeiter gründeten, bewahrten hier einige Hundert ihre Selbständigkeit. Nicht zu verwechseln ist diese Vereinigung mit dem gelben Hausdienerverein, der im Jahre 1907 von seinen Leitern Wappler und Konsorten, an den Schuhmacherschen Zentralverband verkauft wurde, auf welche Komödie ich noch zu sprechen komme.

In dem Lokalverein wo ich nun tätig war, waren die Leiter fast alle überzeugte Sozialdemokraten der alten Schule. Da es diesen Leuten an agitatorischer Kraft fehlte, so gab es für ihre Vereinigung keine Vorwärtsentwicnlung. Sie blieb Jahrelang eigentlich nur ein Arbeitsvermittlungsverein, ohne Richtlinie, ohne Programm. Das wurde anders, als sich diese Vereinigung im Jahre 1905 dem berliner Kartell der Lokalvereinigungen anschloss. Dieses Kartell war zum Teil bereits von der neuen Idee des Antiparlamentarismus, sowie der des Generalstreiks durchdrungen.

Das war der Boden, den ich nun zu beackern hatte. Vor allem musste ich die Vereinigung ausbauen, festigen und einen Stamm von überzeugten Menschen schaffen. Ich teilte Berlin in 24 Bezirken ein, jeder Bezirk hatte selbständig zu arbeiten, die 24 Bezirke hatten 24 Obleute und 24 Ersatzmänner. Diese bildeten je eine Vereinigung in der Vereinigung, welche jeden Monat mindestens einmal zusammen kommen mussten, um ein Monatsprogramm aufzustellen. In jeder diese Obleutesitzungen hielt ich Vorträge über praktische Fragen. Jeder Bezirk musste sich jede Woche mindestens einmal versammeln, hier hielt ich abwechselnd Vorträge über Tagesfragen, bei welchen ich immer meinen Ideengang mitverarbeitete. Ausserdem gründete ich besondere Berufssektionen, wie die der Packer, der Geschäftskutscher usw. Auch diese bekamen eine bestimmte Selbständigkeit. Alle Fäden liefen im Vorstand zusammen, welcher aber keine bestimmende, sondern nur eine ausführende Kraft besass. Zu dieser Arbeit gebrauchte ich über 5 Monate. Dann gründete ich eine Zeitung. Wie bereits gesagt, erschien die erste Nummer des «Handelshilfsarbeiter» am 9. Juni 1906. Von nun an hatte ich es bedeutend leichter, alle Fäden liefen von nun an in der Redaktion der Zeitung, welche zweimal im Monat erschien, und zwar vierseitig, im Format der «Aktion», zusammen. Um Aufklärung unter den Mitgliedern zu bringen, überhaupt zur Propagandierung und Vertiefung unserer Gedankengänge, war die Zeitung eine grosse Notwendigkeit.

Um den Kampf der Arbeiter im Handelsgewerbe in die richtigen Bahnen zu leiten, waren Stimmen laut gewordnn, eine Vereinigung aller berliner Handelshilfsarbeiter herbeizuführen. Im September 1906, fand im grossen Saale von Keller in der Koppenstrasse eine Versammlung statt, welche von der berliner Gewerkschaftskommission zusammenberufen worden war, in welcher Legin und Schumann über das Thema «Einheitsorganisationen» referierten. Zu dieser Versammlung waren alle Handelshilfsarbeiter eingeladen, und wurde dieselbe von einer Kommission aller drei bestehenden Berufsorganisationen geleitet. Der grosse Saal war überfüllt, und hier prägte Karl Legin, der Leiter der deutschen Zentralverbände seinen Grundsatz. Er sagte: «Idealismus ist Unsinn! Wenn die Not zur Tür herein kommt, flieht der sogenannte Idealismus zum Fenster hinaus». Das war nicht nur sein, sondern der Standpunkt der deutschen Gewerkschaftsbonzen, und damit auch der der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Natürlich wandte ich mich dagegen. In einer etwa einstündigen Rede, riss ich der ganzen Sippe die Maske vom Gesicht. Diese ganze Vereinigung-Komödie verlief wie das hornburger Schiessen.

Im Oktober fand ein sogenannter Einigungskongress statt, zu welchem man sich ausser den berliner Delegierten, auch solche aus Hamburg, Hannover, Breslau und Magdeburg verschrieben hatte. Am Abend des zweiten Tages glaubte man, eine Einigung, d. h. ein Untertauchen im Zentralverband gewiss zu sein. Wieder war ich es, der die Hoffnungen zunichte machte. Im Namen meiner Vereinigung, stellte ich den Antrag, dass sich die Vereinigung nur auf der Grundlage des Föderalismus unter Ablehnung jedes Zentralismus zu vollziehen habe. Nach heftiger Debatte, wurde dieser Antrag abgelehnt. Die Delegierten von Hannover, Magdeburg, Breslau und die Fahrstuhlführer von Berlin verliessen mit uns den Kongress. Am selben Abend, wurde in einer losen Besprechung der Grundstein zu einer Vereinigung der lokalen Handelshilfsorganisationen Deutschlands gelegt.

Das war mein Werk, und mein Werk war es, dass auf einer Konferenz am 26. und 27. Dezember 1906 in Berlin von Vertretern der lokalen Handelshilfsarbeiter-Vereinigungen aus Breslau, Magdeburg, Hannover, Köln, Halle und Berlin, die «Vereinigung der Handelshilfsarbeiter, Arbeiterinnen und Berufsgenossen, Sitz Berlin», gegründet wurde, und zwar mit etwa 3000 Mitglieder. Zum Leiter derselben wurde ich ernannt.

(Fortsetzung folgt).

## Der Aufstieg



«Vor zwei Jahren war ich Kanzler, voriges Jahr Vizekanzler, jetzt bin ich Gesandter. Wenn ich Glück habe, bringe ich's noch mal zum Konsulatsportier.»

# Der Tod Nestor Machnow

### Der „Temps" über Machnow

Die Presse aller Richtungen hat Machnow nach seinem Tode, der längst gewohnten bolschewistischen Darstellung folgend, einfach als weissgardistischen Massenschlächter, Judenmörder usw. hingestellt. Ein holländisches Blatt bezeichnete ihn als «Kosakenhäuptling». Eine interessante Ausnahme macht der moskauer Sonderkorrespondent des Temps-Paris, der in einem grösseren Artikel u. a. schreibt:

«Die bolschewistische Presse hat keinen Raum gefunden, um Machnow einen Nachruf zu widmen, nicht einmal eine Zeile auf der sechsten Seite hatte man übrig, um seinen Tod anzuzeigen. Trotzdem, Machnow war eine wichtige Gestalt, und keine Verschwörung des Schweigens wird die Rolle vergessen machen können, die dieser populäre Mann in der Revolution und in den Kämpfen gegen Denikin insbesondere gespielt hat. Entgegen seinen zeitweiligen Verbündeten, die es nach dem Siege über die Weissen so eilig hatten sich seiner zu entledigen, werden die Historiker der Zukunft ihm den Platz einräumen, der ihm unter den Männern der Revolution zukommt... Sein politisches Programm? Anarchist. Er will den Bauern den Boden geben, den Arbeitern die Fabriken..., damit sie sich in freien Föderationen der Kommunen organisieren. Das heisst, er sieht seine Feinde in den weissen Generälen, den Denikin, den Wrangel, er hat nur Hass für die Petljura und Skoropatski, die von den Deutschen ausgehalten werden. Aber er liebt auch die Bolschewiki von Moskau nicht, die Kommunisten, deren Agrarprogramm die Kollektivisierung vorsieht, und die seine Parole «die Fabrik dem Arbeiter» zurückweisen. Er ist gleichzeitig gegen die Weissen und gegen die Roten. Deshalb wollte man ihn als «Grünen», als Bauernkämpfer bezeichnen, obwohl er die schwarze Fahne der Anarchisten hochhielt.... Es gelang ihm, die Südukraine unter seinen Einfluss zu bekommen, und er versuchte dort einige seiner «Utopien» zu realisieren: die Abschaffung der Gefängnisse, die Organisation des kommunalen Lebens, die «freien Kommunen», die «freien Arbeiterräte», von denen keine soziale Schicht ausgeschlossen wurde. Unter seiner vorübergehenden Herrschaft war die Freiheit der Presse vollkommen, er erlaubte die Publikation rechts- und linkssozialistischer Zeitungen ebenso wie die bolschewistischer Organe, neben den anarchistischen Blättern. Im Laufe des Jahres 1919 wird die Rolle Machnows entscheidend....

Nach der Vernichtung Denikins ist Machnow krank und wird von aus Moskau entsandten Spezialärzten gepflegt. Persönlichkeiten wie Bela Kun und Kamenew kommen ihn in Gule-Pole besuchen. Aber Trotzki, der sich Machnows und seiner Truppen so gut zu bedienen gewusst hat, duldet seine anarchistischen Alliierten nur ungern, er lässt die Teilnehmer ihres Kongresses in Charkow verhaften und verhehlt als Bolschewist seine Gegnerschaft zu den anarchistischen Ideen nicht....

Aber die Weissen schreiten noch einmal zur Offensive. Damit stellen sie das Bündnis zwischen Machnow und Trotzki wieder her. In einem feierlichen Pakt, Oktober 1920, wird den Anarchisten das Recht auf ihre Presse und Organisation zugestanden. Machnow schickt einige seiner Abteilungen gegen Wrangel. Die Weissen werden definitiv besiegt.... Seitdem datiert der offene und unversöhnliche Kampf zwischen Machnow und Trotzki. 1921 gelingt es der Roten Armee, die Truppen Machnows zu «liquidieren». Dieser flieht im August nach Rumänien, später kommt er nach Frankreich.

Ohne Zweifel ist die Niederlage Denikins der Bauernerhebung unter der schwarzen Fahne Machows viel eher zuzuschreiben, als den Erfolgen der regulären Armee Trotzkis. Die Partisanenscharen des «Batko» (Väterchen) bewirkten es, dass die Wage sich auf die Seite der Roten neigte, und wenn Moskau das heute auch vergessen will, so wird eine unparteiische Geschichtsschreibung dieser Tatsache Rechnung tragen.»

# Kartoffeln

Von Annemarie Loop.

Am Arbeitsamt Schlesischer Bahnhof wurde kürzlich ein Plakat des Inhalts angebracht, dass die weitere Verschickung aufs Land zur Zeit eingestellt worden sei. Diese Massnahme ist auf Vorgänge zurückzuführen, wie sie hier geschildert werden, und die sich tatsächlich Anfang August am schlesischen Bahnhof abgespielt haben.

Als Erna von der Aufwartung kam, ging sie rasch noch einmal beim Gemüsehändler vorbei. Einige Frauen standen schon da, die leeren Taschen am Arm. Vor dem Schaufenster lagen die Auslagekörbe: ein bischen Kohl, Obst, weissliche Tomaten. Der Gemüsefritze kam garnicht zum Vorschein, er hockte hinter der Kasse und tat wunder wie beschäftigt. Ab und zu glubschte er zu den Frauen hin. Erna trat bis zum Ladentisch vor. Sie sagte:

«Sind jetzt Kartoffeln da?»

Der Händler blickte gar nicht auf. Er schichtete einige Groschen übereinander und schüttelte den Kopf. Eine von den Frauen sagte jetzt, mit einer hellen eifrigen Stimme:

«Um drei sollen ja welche kommen. Fragt sich nur, wer sie dann kriegt. Die guten Freunde wieder, oder die reichen Herrschaften, die sowieso nur drei Stück zu Mittag essen. Aber ich gehe nicht von der Stelle, ich warte hier, und wenn ich schwarz werde..»

Alle anderen traten jetzt dichter zusammen, sie nickten zu den Worten. Jawohl, sie sollten warten. «Ich muss meinem Mann mal wieder Kartoffeln vorsetzen, der ist sonst garnicht satt zu kriegen.» Jawohl. Erna drückte sich in eine Ecke, sie blickte auf die Frauen. Sie war unschlüssig, ob sie auch warten sollte. Aber sie musste die Wohnung machen, der Junge kam bald aus der Schule. Sie fragte nochmals:

«Gibt es denn bestimmt welche um drei, oder...»

Der Gemüsefritze erhob sich jetzt. Er stützte sich mit beiden Händen auf die Tischplatte, er war gross und breit. Er sagte:

Ich habe euch ja schon ein dutzendmal gesagt, um drei kommen Kartoffeln an, aber sie dürfen nur zwei-Pfund-weise abgegeben werden.»

Er machte eine kleine Pause, alle sahen ihn an. Er löste sich vom Tisch und ging schwerfällig bis zur Ladentür. Die Frauen wichen zurück und stellten sich im Halbkreis um ihn auf. Sie sahen sein massiges Gesicht, die kleinen wütenden Augen, den verbissenen Mund. Er hatte vielleicht auch seine Sorgen, sie dachten zum ersten Male daran. Der Mann sagte plötzlich, aus seiner Wut heraus:

«Das habt ihr von eurer Politik. Autarkie, Autarkie! Jetzt seht ihr ja, wie wir uns ernähren können. Sonst waren um diese Zeit die holländischen Kartoffeln hier.»

Danach blieb es still. Keine wusste so schnell, was sie sagen sollte. Einige erinnerten sich: der Mann war ja früher Sozialdemokrat, da sieht man, was für eine Gesinnung er hat. Auch flaggt er nie. Nach einer Weile sagte eine, sie war dünn und spitz und hatte eine Höckernase:

«Der Fall liegt doch wohl anders, lieber Mann. Wegen der Erntearbeiten haben wir nicht genug Arbeitskräfte, die die Kartoffeln ausbuddeln könnten. So ist die Sache.»

Jetzt grinsten alle, und jemand sagte: «Na, na.» Die spitze Frau verteidigte sich: «Das wurde sogar im Radio gesagt, daher weiss ich's ja. Wir haben nicht genügend Arbeitskräfte.»

Sie winkte einen SA-Mann heran, der gerade vorüberklirrte. «Nicht wahr, Bruno, im Radio wurde doch gesagt...» Bruno blieb stehen, er grüsste nicht, obwohl ihn alle kannten. Er stand breitbeinig da, die Hand am Koppel, den Bauch vorgestreckt. Er hörte sich das Ganze an, dann blieb er still und wippte ein paarmal mit dem Körper, indem er die Fusspitzen hob und senkte. Dann sagte er gedehnt:

«Jawohl, so ist es. Aber ich höre niemals Radio.»

Er hustete und sagte schnell:

«Ich muss zum Dienst.»

Er machte eine scharfe Schwenkung und verschwand strammen Schritts in der Kneipe. Erna musste lachen. Sie kannte Bruno lange, er war auch bloss ein armer Wicht. Beim SA-Urlaub im Juli hatte sie ihm ein paar alte Hosen von Hans geschenkt. Sie waren zerschlissen, aber besser als nichts. Bruno hatte die Hosen dankbar angenommen, aber nach einigen Tagen war er wieder in Braun erschienen, sie hatten die Erlaubnis bekommen, in Uniform zu sein, nur Koppel und Binde durften nicht getragen werden.

Jetzt ging Erna weg. Sie kaufte noch ein bisschen Fleisch und Knochen, sie würde eine «lange Tunke» machen. An Brot war wohl auch nichts zu Hause, das wurde in diesen Tagen wie Luft verzehrt.

Oben war die Tür nur angelehnt, Hans war also zu Hause. Er sass am Küchentisch und stierte ihr entgegen, ohne wie sonst aufzustehen und ihr den Kuss zu geben.

«Setz dich man auch hin», sagte er, «ich habe eine wunderbare Ueberraschung.»

Sie setzte sich wirklich hin, die Arme lang über den Tisch gelegt.

«Ich muss nämlich aufs Land. Notstandsarbeiten.»

«Du also auch?»

Sie stand auf, räumte mit einer plötzlichen Geschäftigkeit Teller und Tassen vom Tisch und tat sie in die Waschschüssel. Auch Hans stand auf. Er reckte die Arme in den Hosentaschen, so dass diese plump vom Körper abstanden. Dann ging er endlich auf Erna zu. Er sagte:

«Da bist du mich also auf ein halbes Jahr los, mein Kind. Vom Land gibt es keinen Urlaub, da heisst es, bei den Stange bleiben.»

«Ach!» Sie kramte immer noch in der Küche herum, kratzte die Reste aus den Töpfen und stapelte geräuschvoll einige Schalen aufeinander. Hans sagte:

«Nun lass mal endlich das Wirtschaften sein, man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr.»

«Ach, mir ist alles egal.»

Sie setzte sich wieder hin und verschränkte die Arme über der Brust. Sie sah plötzlich sehr dürftig aus, ganz schmal, wie zum Zerbrechen. Hans fing wieder an:

«Es fragt sich nur, wovon du leben sollst. Du bekommst sieben Mark die Woche für dich und den Jungen. Davon muss aber noch die Miete bezahlt werden.»

«Na, und du?»

„Ich komme dort schon durch. Wir kriegen wöchentlich zehn Mark, davon geht das Mittagessen ab, fünfzig Pfennig pro Tag, und die Rate auf den Arbeitsanzug, den wir abnehmen müssen. Bleibt vielleicht ein Taler Taschengeld für alles andere. Menschenskind..."

Erna sass immer noch in der gleichen Haltung. Sie sagte leise:

„Ihr sollt vielleicht Kartoffeln buddeln, was? Ich habe gehört, dass keine Arbeitskräfte da sind."

„Ach, Blödsinn, keine Arbeitskräfte! Das Arbeitsamt ist voller als je. Kartoffelbuddeln? Strassen muss man bauen, Moor entwässern, weiss der Deibel was, ich mach da bald nicht mehr mit, alle haben die Nase voll. Da hat man Schlosser gelernt, Tischler, Maurer, egal was, und soll weg, um im Sand zu buddeln. Ein ganzer Schub kommt morgen raus, fünfzig Mann."

„Morgen also schon?"

Sie sassen noch eine Weile und sprachen hin und her. Es war eine verfahrene Geschichte, wie man sie auch wendete, immer kam ein Haken zum Vorschein. Erna schlug vor, die Landarbeit zu verweigern, aber, das würde Streichung der Unterstützung bedeuten. Ihre Aufwartestelle brachte kaum ein Taschengeld. Davon konnte man nicht leben. Wenn Hans aber wegmusste, wie sollte man dann leben? Erna musste plötzlich daran denken, dass sie ja beide noch jung waren. In der letzten Zeit hatte es, infolge der Geldknappheit und allem anderen, verschiedentlich Streitereien zwischen ihnen gegeben. Es war Hans gut zuzutrauen, dass er sich einfach in ein Dorfmädchen verguckte, er konnte ja nicht dauernd so allein leben, ein halbes Jahr lang, wie ein Mönch.

Es war ein ewiges Dilemma, keiner von ihnen wusste einen Weg. Nachmittags war es dann so weit, dass sie doch ausgingen und ein paar notwendige Einkäufe machten, ein paar Socken, ein Hemd. Sie waren in einer dumpfen, gedrückten Stimmung, kaum redete einer ein Wort.

Der Morgen war diesig und feucht. Von der Strassenbahnhaltestelle aus pilgerte eine Menschenmenge die graue Röhre der Strasse lang. Fünfzig Arbeiter mit Frauen und Kindern. Die Männer trugen Rucksäcke auf dem Rücken, unter die Riemen waren gerollte Decken gesteckt; so erinnerten sie an frischeingezogene Soldaten. Die Frauen und Kinder trippelten nebenher. Vorne lag der schlesische Bahnhof, farblos, schmutzig, wie eine Katze, die auf der Lauer liegt. Der Zug stand schon da. Die Männer krochen in die Abteile, warfen die Rucksäcke auf die Plätze und traten nochmals ans Fenster. Aus allen Fenstern blickten Gesichter: junge oder alte, glatte oder runzelige, derbe, feine, schmale, gute und böse. Sie waren alle verschieden, aber alle waren verhärmt. Alle waren ausgehungert, gleichgültig und kampfunfähig. Da war zum Beispiel Hans. Gestern hatte er noch dagestanden und grosse Reden geschwungen: „Lange mache ich nicht mehr mit". Jetzt lehnte er wie die anderen am Fenster, sein Platz war belegt, in zehn Minuten würde er abfahren. Er dachte nicht daran, im letzten Moment auszusteigen und da zu bleiben. Er lehnte am Fenster und lächelte melancholisch Erna zu.

Aber mit Erna ist wohl etwas los. Sie scheint nicht die Absicht zu haben, die letzten Minuten vor der Abfahrt auszukosten. Sie geht plötzlich weg und trifft hier und da Bekannte. Frau Hilges ist da, die Portiersfrau von Nr. 6, Frau Reimers, Frau Sydow, Frau Zinke und viele andere. Sie kennen einander von den Einkäufen her. Gestern haben einige gemeinsam bei dem Gemüsefritzen gestanden und auf die Kartoffeln gewartet, nun sind sie hier versammelt. „So? Ihr Mann ist auch dabei?"

Und plötzlich sind diese Frauen wie losgelassen, sie fassen ihre Kinder an den Händen und steigen ein; sie wollen wohl zärtlich Abschied nehmen. Der Mann mit dem Signalstab muss lachen. Er findet es komisch, wie diese

## Das Lied vom braven Mann

Von Erich Weinert.

Sein Kreuz ist hart, sein Geist ist weich.
Er muss nach oben schauen.
Drum füllt ihn auch das dritte Reich
Mit Ehrfurcht und Vertrauen.
Da gibt es wieder Rang und Stand.
Das ist sein wahres Vaterland.

Da denkt der Vorgesetzte mit
Für seine Untergebnen,
Und sorgt, dass keiner übertritt
Die zugewiesnen Ebnen.
Denn denken, denkt der brave Mann,
Ist, was nicht jeder darf noch kann.

Wird sein Gehalt auch minimal,
Er spricht mit leerem Magen:
Es kann nicht nur der Prinzipal
Die Krisenlasten tragen!
Weshalb er auch dem Chef gefällt.
Und das ist soviel wert wie Geld.

Der brave Mann marschiert im Glied
Mit Hurra und Geheule.
Und wenn er seinen Führer sieht,
Knackt ihm die Wirbelsäule,
Als trät ihm wer ins Hinterteil
Das tut ihm wohl; drum brüllt er Heil.

Denn ihm ist traditionsgemäss,
Dass einer nur befehligt.
Nur wenn den Stiefel im Gesäss
Er fühlt, ist er beseligt.
Und deshalb imponiert es ihm
Das militärische Regime.

Doch eins versichern wir ihm zart:
Es wird, was dieses angeht,
Die Kontinuität gewahrt,
Wenns einmal drauf und dran geht.
Nur fraglich, ob der brave Mann
Auch d e n Tritt noch vertragen kann!

---

vielen Frauen ihren Männern um den Hals fallen. Na ja, scheiden tut weh, er hat ja Verständnis dafür. Aber er hat nicht die Macht, den Zug oder die Zeit zu halten. Die Abfahrtszeit ist gekommen. Er nimmt Haltung an und stolziert den Bahnsteig entlang. „Einsteigen, bitte einsteigen!“ Es ist seine erlernte Formel, in Wirklichkeit meint er heute: Aussteigen! Schliesslich können die verrückten Weiber doch nicht mit aufs Land. Aber wie er seine Front abmarschiert ist und sich umdreht, weiss er nicht, ob er seinen Augen trauen soll. Der Bahnsteig ist blankgefegt, kein Mann steht mehr da, keine Frau, kein Kind. Aber die Fenster der Koupees sind plötzlich wie lauter aufgerissene Münder, und die Weiber schreien, erst einzeln, dann im Chor:

«Wir wollen unsere Männer haben. Wenn Ihr unsre Männer aufs Land schickt, gehen wir mit! Wir wollen richtigen Lohn für vernünftige Arbeit!»

In wenigen Minuten war die SA da. Aber auch Neugierige, andere Reisende, schadenfrohe und ängstliche Gesichter. Und immer wieder schrieen die Frauen ihre Parolen. Es war ein Meer von Hass und Erbitterung, das plötzlich die Dämme eingerissen hatte und alles überschwemmte. Ja, auch die Männer wurden mitgerissen. Auch sie forderten richtigen Lohn für vernünftige Arbeit, für die Arbeit, die sie erlernt hatten. Sie waren keine Bauern und Landarbeiter, sie wollten in den Städten bleiben, bei Frau nnd Kind, sie wollten wieder Geld verdienen. So schrieen sie mit den Frauen um die Wette. die Kinder heulten und klammerten sich an die Kleider der Mütter; auf dem Bahnsteig sprangen SA-Männer hin und her, SS rückte an, es war ein wirres Durcheinander.

Plötzlich wurden die Türen geöffnet. Es war zwanzig Minuten nach der fahrplanmässigen Abfahrtszeit. Die Männer stiegen aus, danach die Frauen und die Kinder. Ein knallgelber SA-Mann schrie immer wieder:

«Keine Kolonnen bilden! Ruhig zum Ausgang gehen!»

Noch auf der Strasse war seine quäkende, hohe Stimme zu hören.

Nein, sie bildeten keine Kolonnen. Sie gingen jeder für sich, Hans mit Erna und dem Jungen, Frau Hilges mit ihrem Mann, Frau Reimers, Frau Zinke und viele andere. Sie gingen einzeln, aber sie waren doch ein Heer. Sie gingen schwarz, armselig, wie sie gekommen waren, ohne Siegesfanfaren, aber sie fühlten sich doch als Sieger. Hans sah Erna an. Sie ging wieder mit den kleinen Trippelschritten, und noch gestern hatte er sie für krank und hilfebedürftig gehalten. Aber jetzt sah sie zu ihm hin, sie drückte sogar seinen Arm. Sie sagte mit einem vollen Lachen, das garnicht zu ihr passte: «Das war ja erst der Anfang. Mal sehen, was weiter kommt.»

---



## Totenschiffe in voller Fahrt

Von Heinz Kraschutzki.

Die «Morro Castle» ist auch in den Zeitungen untergegangen. Das Publikum, erst etwas aufgeschreckt, hat sich beruhigt. Und demnächst folgt eine neue Katastrophe.

In dieser Zeitung ist schon darauf hingewiesen worden, welche schwere Schuld die Gesellschaft trifft, die an Stelle einer eingeübten Besatzung Sommerstudenten verwendet hat. Das ist aber keineswegs ihr einziges Verbrechen. Wie war es zum Beispiel möglich, dass ein moderner Dampfer wegen eines kleinen, in einer Schublade entstandenen Feuers vollständig ausbrennen konnte? Warum ereignen sich solche Katastrophen immer wieder?

Es wurde uns folgender Brief bekannt, den ein Fachmann für Brandsachen an den Direktor einer grossen französischen Schiffahrtsgesellschaft gerichtet hat:

Herr Präsident!

«Mittwoch, den 7. März, wurde ich von der Compagnie Transatlantique nach der Werft von Penhoet, in St. Nazaire, geschickt, um die Feuerschutz-Einrichtungen auf der «Champlain» und der «Ile de France» zu besichtigen. Wir wurden empfangen durch den Chefingeneur, der uns, um unsre Aufgabe zu erleichtern, auf die Schiffe «Atlantique» und «Georges Philippar» führen liess, da die Konstruktion der «Champlain» noch nicht genügend fortgeschritten ist, um eine Besichtigung zu ermöglichen. Wir haben festgestellt, dass auf diesen Dampfern kein Feuermelde-Apparat eingebaut war.

Am Sonnabend, den 20. März, kamen wir noch einmal, und wieder wegen der Feuerschutz-Einrichtungen auf «Champlain» und «Ile de France», und haben erneut die «Atlantique» und «Georges Philippar» besichtigt. Wir haben festgestellt, dass auf diesen Schiffen keine Feueralarm-Meldeeinrichtung besteht. Dagegen sind mehrere Bunker, in die man im allgemeinen nicht gelangt, mit Rauch-Fernmeldern ausgestattet. Es handelt sich hier um rein örtliche Melder, die nichts mit einem allgemeinen Signalwesen für Feuer zu tun haben. Ein solches Signalwesen müsste, um wirksam zu sein, in allen Teilen des Schiffes bestehn, denn infolge der vielen Holzwände in den Kabinen, der regelrechten Tunels für die Durchführung der elektrischen Leitung sind diese Schiffe einem Feuer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, wenn es nicht innerhalb von wenigen Minuten erstickt wird.

Der Brief ist am 25. März 1931 geschrieben worden. Von den vier in ihm namentlich genannten grossen Dampfern fahren zwei, nämlich «Champlain» und «Ile de France», heute noch im regelmässigen Dienst zwischen Frankreich und New York. Man muss sagen: noch. Denn die beiden anderen, «Georges Philippar» und «Atlantique», sind inzwischen bekanntlich abgebrannt. Beide Katastrophen geschahen nach Empfang dieses warnenden Briefes eines Fachmanns, den die Gesellschaft mit nichtssagenden Redensarten aber nicht mit einer Aenderung der getadelten Konstruktion beantwortete.

Das Publikum verhält sich in der Zeit zwischen einer Katastrophe und der nächsten vollkommen indifferent. Ich habe selbst ein Reisebüro, vermittle Fahrkarten für diese und andere Dampfer. Die Leute erkundigen sich nach den Baderäumen und nach dem Essen; nach den Sicherheitseinrichtungen hat mich noch nie jemand gefragt.

*

Aber etwas anderes ist wichtiger und noch viel erschreckender.

Der Kapitän der «Morro Castle» soll jetzt unter Anklage gestellt werden, weil er das Notsignal zu spät gegeben hat. Der des Kommunismus verdächtige zweite Telegraphist Alagna hat sich lange Zeit vergeblich darum bemüht, vom Kapitän die Erlaubnis zum SOS zu erhalten, während sein Kamerad unten im Funkraum schon fast verkohlt war. Der Kapitän gab seine Zustimmung zum SOS erst dann, als der Dampfer bereits lichterloh brannte, als andere Schiffe schon ein hell brennendes Schiff in Sicht gemeldet hatten.

Warum diese Verzögerung?

Sie ist keine Ausnahme. Es ist die Regel, dass die Kapitäne das Notsignal SOS erst dann geben, wenn es zu spät ist. Vor einigen Jahren ging der amerikanische Dampfer «Vestris» unter, und zwar deshalb. weil er infolge Nachlässigkeit der Schiffsführung und wegen Unaufmerksamkeit der newyorker Hafenbehörden mit einer nicht ganz verschlossenen Ladepforte in See gegangen war und also einfach langsam voll lief. Obgleich das auf der Fahrt schon seit Tagen erkannt war und dagegen angekämpft wurde, gab der Kapitän das Notsignal erst, als das Schiff sich schon auf die Seite zu legen begann. Auch bei der «Titanic» ist das Notsignal reichlich spät gegeben worden. Warum geschieht das immer wieder?

Nach internationalem Seerecht hat derjenige, der ein Schiff oder seine Besatzung aus Seenot rettet, Anspruch auf eine sehr hohe Belohnung; unter gewissen Umständen sogar auf das Schiff — dann nämlich, wenn er es herrenlos angetroffen hat. Deswegen entstand seinerzeit nach dem Brande der «Atlantique» zwischen deutschen und französischen Seeleuten fast ein bewaffneter Kampf darum, wer als Erster eine Leine auf das von der Besatzung verlassene Schiff bringen würde. Die Belohnung ist so hoch und wird deswegen nicht nur an Kapitän und Gesellschaft, sondern auch an die ganze Besatzung des rettenden Schiffes gezahlt, damit der denkbar stärkste Anreiz besteht, Menschen aus Seenot zu retten. Hat ein Fischdampfer noch wertvollen Fang im Netz und hört er ein SOS in der Nähe, dann wird das Netz unbedenklich über Bord geworfen und der Fischdampfer eilt zu Hilfe: Mehr als durch Hilfeleistung kann er auf keine andere Art verdienen.

Eine menschenfreundliche, eine vernünftige Bestimmung, sollte man also meinen. Nur hat sie eine Kehrseite.

Wer zahlt diese Belohnung? Der Eigentümer des geretteten Schiffes.

Während also das rettende Schiff allergrösstes Interesse an der Hilfeleistung hat, liegt die Sache für die Gesellschaft, der das in Not befindliche Schiff gehört, genau umgekehrt. Geht das Schiff vollkommen unter, dann zahlt die Versicherung zur Gänze den Schaden für Totalverlust; wird das Schiff aber schwer beschädigt geborgen, dann zahlt die Versicherung nur einen Teilbetrag und die Besitzer-Gesellschaft muss die enorm hohen Bergungsprämien draufzahlen. Die Bergung eines Schiffes ist für die Bergenden das denkbar beste, für die Schiffseigentümer das denkbar schlechteste Geschäft.

Mit dieser Gesellschaft steht der Kapitän in einem sehr engen Verhältnis. Aber der Kapitän allein ist befugt, das SOS-Signal anzuordnen. Tut er es zu früh — wirklich oder scheinbar —, dann kommt er in den Ruf, überängstlich zu sein; seine Gesellschaft sucht ihn los zu werden, keine andre will ihn haben. Gelingt es ihm aber, sein Schiff unter Vermeidung des Notsignals schliesslich doch noch aus eigener Kraft zu retten, dann hat er seiner Gesellschaft sehr viel Geld erspart und sie wird sich erkenntlich zeigen.

Für gewissenlose Gesellschaften ist ganz allgemein ein gewisser Anreiz vorhanden, «auf Versicherung» zu fahren: Geht heute, da ein starker Ueberfluss an Schiffen besteht — der durch den Bau sinnloser Riesenschiffe noch übersteigert wird —, einer dieser Dampfer unter, so verdient er seiner Gesellschaft mit der Versicherungssumme mehr, als er ihr auf andere Weise jemals hätte verdienen können. Es hat Gesellschaften gegeben, deren ganzes Geschäft darin bestand, alte Dampfer billig aufzukaufen und hochversichert fahren zu lassen. Kamen sie an, dann hatten sie der Gesellschaft mit geringer Kapitalsanlage viel Geld verdient; kamen sie nicht an, dann — dann erst recht.

In seinem grossartigen „Totenschiff“ hat Traven diese Dinge geschildert. Wohl nirgends grimmassiert der Kapitalismus so hässlich wie auf hoher See. Die geltenden Bestimmungen über Bergung auf See haben bewirkt, dass die „Vestris“ und die „Morro Castle“ zu Totenschiffen wurden.

---





### Vorschlag zur Linderung der Not

In einem Flugblatt der nationalsozialistischen Organisation „Blücher“, vom Dezember 1930, heisst es u. a.:

„Ein verpfaffter Kanzler, der sich der Zentrumspartei und damit deren römischen satanischen Abkömmlingen, welche schon Luther als Erzfeinde Christi bezeichnete, mit Leib und Seele verschrieben, taugt nicht als Führer des deutschen Volkes. Aber bald werden nicht nur die Lebensmittelgeschäfte und Warenhäuser, sondern auch die katholischen heiligen Kirchen von dem hungernden und wütenden Volke gestürmt werden. Es wird allen für Seelenheil völlig wertlosen goldenen Flitter wegnehmen, einschmelzen, prägen und sich dafür Brot und Kleider kaufen. Milliardenwerte stecken in den toten Steinkirchen, Domen, Stiften und Klöstern! Heraus damit! Holt Euch, ihr hungrigen Völker, und fürchtet keine Strafe des Himmels. Schlagt die elenden, betrügerischen Pfaffen, die Euch daran hindern wollen, nieder! Kein vollgefressener, fauler römischer Pfaffe kann dem leiblich und seelisch hungernden Volke wahres Brot des ewigen Lebens geben. Deshalb kein Erbarmen mit denen, die auch mit Euch kein Erbarmen hatten.“

Recht temperamentvolle Leute, diese Nachkommen Blüchers; nur etwas einseitig. Oder sind die evangelischen Pfaffen etwa weniger schuldig als die katholischen?

fall, dass es gerade die Privatangestellten waren, die mit grosser Beharrlichkeit die Zusammenfassung der verschiedenen Organisationen und Nationalitäten der Privatangestellten in der Tschechoslowakischen Republik geschaffen haben. Die Gruppen der Angestellten in Handel und Industrie, in den Genossenschaften, im Versicherungswesen, die Geschäftsreisenden, die Alten und die Jungen, nicht zuletzt auch die studierende Jugend haben für ihren Völkerbund den trefflichen Namen: «Einheitsverband der Privatangestellten in der Tschechoslowakischen Republik» gefunden. Dieser Name bedeutet ein Programm.

Die neuere Entwicklung in Europa wie in der Welt weist gebieterisch darauf hin, dass bei allen abweichenden Auffassungen und Meinungskämpfen der Gedanke einer internationalen Verständigung der Menschheit immer mehr an Boden gewinnen muss. Der internationalen Verständigung aber muss die Verständigung innerhalb der einzelnen Staaten vorausgehen. Wer eine feste Grundlage für die zu schaffende grosse internationale Völkerfamilie bilden will, muss bereit sein, die Einigkeit in der eigenen Heimat mit aller Entschiedenheit anzustreben. In dieser Hinsicht ist die Arbeit des Einheitsverbandes geradezu vorbildlich gewesen. Der Verständigungsgedanke ist in der CSR. auf guten Boden gefallen und der Einheitsverband war alsbald zur stärksten Organisation aller Privatangestellten der CSR geworden. Die erfolgreiche Konsolidierungsarbeit im eigenen Hause hatte den EVP. befähigt, eine nicht minder ereignisreiche, paralell laufende Wirksamkeit im Auslande zu entfalten. Er wurde auch in der internationalen Bewegung zu einem allseitig anerkannten und angesehenen Faktor zur Lösung zwischenstaatlicher Fragen. Wichtige Referate, wie zum Beispiel die Organisierung der Jugend, der Geschäftsreisenden, der Versicherungsangestellten usw., werden auf internationalen Tagungen vorzugsweise den Vertretern des EVP. übertragen. Es waren die Sprecher des EVP., die sich entgegen herrschenden Vorurteilen immer wieder für die Gleichberechtigung auch der ausländischen Angestellten im eigenen Lande eingesetzt haben und führend in der Behandlung neuzeitlicher sozialpolitischer und wirtschaftlicher Probleme waren. Der EVP. hatte die Initiative, innerhalb der weltumpannenden Gewerkschaftsbewegung ergriffen, um die angeschlossenen Landesorganisationen zur Aufstellung eines eigenen und einheitlichen Wirtschaftsplanes zu gewinnen. Das sozial- und wirtschaftspolitische Aktionsprogramm des Verbandes hat in einer Entwicklung mit den Bedürfnissen der Zeit Schritt gehalten.

Die Veranstaltung von bedeutsamen Konferenzen der Fahrgruppen des Einheitsverbandes für den Gesamtbereich des Landes, von Sommerschulen, von gemeinsamen Wanderungen und Fahrten, von Sportfesten und von einer unübersehbaren Reihe instruktiver Vorträge und imposanter Versammlungen gerade in diesem Jahre vollenden das Bild der Aktivität und Wirksamkeit des Völkerbundes der Privatangestellten in der Tschechoslowakischen Republik.

Aus «Pax», Friedensblatt — Prag.

## In Goslar

war wieder sogenannter «Reichsbauernthing». Auf die Tagesordnung hatte der Minister Darré weder die Frage der Getreidepreise, noch die Futtermittelnöte, noch die Schattenseiten des Erbhofgesetzes gestellt, — Fragen, die zwar heute sicherlich die deutschen Bauern stark interessieren, aber peinliche Erörterungen hervorrufen können. Statt dessen wurden den nach Goslar berufenen Bauern Vorträge über Florian Geyer und über das «Odal als Schlüssel zur germanischen Weltanschauung» geboten. Zum Abschluss gab es ein Theaterstück mit dem Titel «Deutsches Bauerntum» mit 550 angeblicher Bauern in der Titelrolle. Das schönste Theater auf dem «Thing» scheint jedoch die Vereidigung aller Mitglieder des Reichsbauernrates gewesen zu sein. Das «DNB» vom 17. November meldet darüber:

«Wie ein Mann erhoben die Mitglieder des Reichsbauernrates die Schwurhand und sprachen Satz für Satz dem Reichsbauernführer die Worte des feierlichen Schwures nach:

«Wir schwören Dir — Adolf Hitler — Treue und Tapferkeit. Wir versprechen Dir — und den von Dir bestimmten Vorgesetzten — Gehorsam bis in den Tod — so wahr uns Gott helfe.»

Vom Bauern verlangt man in materialistisch verseuchten Ländern gute Milch, frische Eier und wohlgeratene Butter; Gehorsam gegen Vorgesetzte, Treue und Tapferkeit gilt mehr als Pflicht des Soldaten. Die Darré'schen Bauern — nach einer Rede des Reichsbauernführers dadurch kennzeichnet, «dass ihnen die Frage des Blutes wichtiger sein muss als die eines wirtschaftlichen Sonderwunsches» — haben auch im Kuhstall «tapfer» und «gehorsam bis in den Tod» zu sein, «so wahr ihnen Gott helfe». Gott helfe ihnen!

## Die Kehrseite des „Erntedankfest“

27 Tote, 118 Verwundete.

Von den Zusammenstössen, die sich beim «Erntedankfest» in Schleswig-Holstein abspielten, wird folgendes berichtet:

«Der gesunde Bauernsinn wandte sich gegen die Unnatur des Hitlersystems, gegen ein Regims, das völlig versagte, und statt der Hakenkreuzfahnen wehten die alten revolutionären schwarzen Fahnen des Bauernvolkes auf den Höfen. Die Sonderzüge standen leer auf den Stationen. Meldung auf Meldung jagt zur Gauleitung, zum SS Kommando, und Lastwagen auf Lastwagen mit schwer bewaffneten SS-Leuten rückt aufs Land, die Ortschaften werden besetzt, die Befehle verlesen und die schwarzen Fahnen gewaltsam heruntergeholt. Das traf aber die Bauern ins Innerste, ihr Grimm entflammte, die Empörung gegen das verhasste Regime brach durch, mit allen greifbaren Werkzeugen und Geräten stürzten sie sich auf die SS-Truppen. Gewehre tauchten auf, Schüsse knallten, ein wilder Kampf entspann sich. Die von diesem Kampfgeist überraschte, nur an blinden Gehorsam gewöhnte SS wurde hinausgeworfen. Wieder hagelte as Befehle und Anordnungen, die Kommandos zur besonderen Verwendung rückten an, Maschinengewehre wurden eingesetzt und ein konzentrischer Angriff gegen die aufständischen Bauern erfolgte. Verzweifelt kämpften diesen gegen die zahlenmässige und technische Uebermacht, und als die Schlacht zu Ende war, lagen 27 Tote und 118 schwer- und leichtverletzte Bauern auf dem Kampfplatz. Viele aufrechte und freiheitsliebende Männer hatten ihren Kampf gegen eine art- und wesensfremde Gewaltherrschaft mit dem Leben bezahlt, viele Kämpfer wurden in die Gefängnisse und Konzentrationslager des Systems eingeliefert. Das ganze Kampfgebiet wurde hermetisch abgesperrt, die Schreckenskunde der Bauernschlacht durfte nicht ins Volk dringen.»

## Gottfried Feders

Verdienste um den Nationalsozialismus hat kein Geringerer als Hitler selbst beglaubigt. In «Mein Kampf» sind nicht nur ganze Kapitel dem Nachweis gewidmet, dass die Theorien über die «Brechung der Zinsknechtschaft» und über den Unterschied von «raffendem» und «schaffendem» Kapital erhabene Wahrheit und Weisheit seien. Der Autor bekennt auch mit ungewöhnlicher Offenherzigkeit dass der Ingenieur Gottfried Feder sein geistiger Erwecker, ja der eigentliche Vater seiner Lehre sei. So heisst es zum Beispiel:

«Den Unterschied... vermochte ich früher noch nicht mit der wünschenswerten Klarheit zu erkennen. Es fehlte mir hierzu die erste Anregung, die eben nicht an mich herankam. Dieses wurde nun auf das gründlichste besorgt von einem der verschiedenen in dem schon erwähnten Kurse vortragenden Herren: Gottfried Feder. Zum ersten Mal in meinem Leben vernahm ich eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem internationalen Börsen- und Leihkapital. Nachdem ich den ersten Vortrag Feders angehört hatte, zuckte mir auch sofort der Gedanke durch den Kopf, nun den Weg zu einer der wesentlichsten Voraussetzungen zur Gründung einer neuen Partei gefunden zu haben.»

Dass Hitler, als er zur Macht gekommen war, sich mit den «Bank- und Börsenfürsten» dann besser verstand als mit seinem «ersten Anreger», dass er die Anwendung der Federschen Theorien «anf spätere Zeiten» vertagte, ist bekannt. Gottfried Feder wurde nur Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium, und selbst das nur für wenige Wochen. Dann kam es zur zweiten Degradierung: auf Verlangung des «Bank- und Börsenfürsten» Schacht wurde der Staatssekretär auf den noch ungefährlicheren Posten eines «Reichskommissars für Siedlungswesen» abgeschoben. Aber sogar das war noch zu viel. Dieser Tage erfolgte eine dritte Degradierung: der Reichskommissar für Siedlungswesen ist in einen schlichten, simplen Honorarprofessor an der technischen Hochschule Berlin verwandelt worden. Und obendrein noch in der Fakultät Bauwesen. Selbst als Professor darf sich der grosse Wirtschaftstheoretiker des Nationalsozialismus, der geistige Vater Adolf Hitlers, nicht mehr mit Wirtschaftsfragen abgeben, sondern mus Bauwesen dozieren. Unter Ebert, dem glorreichen Vorläufer Hitlers, war der orthodoxe Sozialismus wenigstens nur an die Verwirklichung gehindert; gelehrt durfte er immerhin werden. Wie in allem, ist Hitler auch im Renegatentum gründlicher; unter ihm darf das, was den Gläubigen als orthodoxer Nationalsozialismus galt, nicht einmal mehr vom Katheder verkündet werden.

## Krieg an der Saar

Eine gewaltige Saarkundgebung in London.

London, 5. November. — Das Interesse der englischen Werktätigen und Intellektuellen an der Saarfrage nimmt von Tag zu Tag immer grösserere Formen an. Der bisherige Höhepunkt der Kampagne für den Status quo war eine vom englischen Hilfskomitee für die Opfer des Hitlerfaschismus in Conway Hall, einem der grössten londoner Säle, organisiertes Massenmeeting, dass sich zu einer wichtigen Einheitsfront-Kundgebung der englischen Antifaschisten für die Aktionseinheit an der Saar gestaltete. Dort sprachen zum ersten Mal in London die Führer der antifaschistischen Einheitsfront, Max Braun und Fritz Pferdt, jeder von ihnen mit nicht endenwollendem Beifall begrüsst. Den Vorsitz der überfüllten Versammlung hatte Dr. Kershaw inne, eine der leitenden Persönlichkeiten in der englischen pazifistischen Aerztebewegung. Besondere Interesse rief der zuendende Appell des englischen Katholiken, Vicomte de la Bedoyeres, für den Status quo hervor, der in der Erklärung gipfelte, dass die Einbeziehung der Katholiken in die antifaschistische Einheitsfront der Saar beispielgebend für die ganze Welt sei. Stark begrüsst wurde ebenfalls das Auftreten des Earl of Listowel, Mitglied der Labour Party und des englischen Oberhauses. Zum Abschluss der Versammlung hob Iver Montague, der im Namen des englischen Hilfskomitees sprach, die ungeheure Bedeutung einer unmittelbaren Aktion aller englischen Antifaschisten in der Frage des Status quo hezvor.

Eine Resolution für den Status quo wurde einstimmig angenommen. Unter stärkstem Beifall verkündete der Vorsitzende, dass zahlreiche nambafte englische Intellekte sich in einer Petition an den Völkerbund gewandt haben, um Gewissheit über den völkerrechtlichen Charakter des Status quo und die Möglichkeit eines zweiten Plebiszits in späterer Zeit zu verlegen.

### Auf dem Wege zur Saarabstimmung.

Mit dem «Monte Pascoal» sind am 20. von Rio 52 Saarländer nach Deutschland gereist, um an der Abstimmung am 13. Januar teilzunehmen. Von ihnen kommen 18 aus Buenos Aires, 21 aus Rio Grande do Sul, 6 aus Santa Catharina und 7 aus São Paulo.

### Saarländer kommen aus China.

Tsientsin, 20. November. — Die Agentar Chekiai meldet, dass zahlreiche Deutsche, gebürtige Saarländer und seit mehreren Jahren in China ansässig, nach Europa abgereist sind, um an dem Saarplebiszit am 13. Januar teilzunehmen.

### Hitler finanziert kanadische Saarländer.

Toronto, 21. November. — Wie das kanadische Blatt «Toronto Globe» berichtet, haben die Nazis in Kanada eine Anzahl angeblicher Abstimmungsberechtigter erworben, um sie zur Saarabstimmung zu schicken. Die Betreffenden erklärten selbt, dass die deutsche Regierung die Tragung der Kosten für die Reise und den Unterhalt garantiert habe.

## Der erste Prozess

Am 14. Mai erhielt ich als Direktor der «Aktion» eine Vorladung, durch welche bestimmt wurde, dass ich am folgendem Tage, mittags 2 Uhr vor dem Richter zu erscheinen habe. Warum? Die Besitzer der Zeitungen «Der Urwaldsbote» Blumenau und die «Neue Deutsche Zeitung» hier, hatten gegen meine Person durch ihren Advokaten Herrn Dr. Anor Butler Maciel, einen Beleidigungsprozess angestrebt. In der Nr. 17 vom 17. Januar 1934, brachte die «Aktion» unter dem Titel «Die Propagandamark rollt» aus der Feder eines unserer Mitarbeiter einen Artikel, in welchem die Behauptung des «Argentinischen Tageblattes», die beiden obengenannten Zeitungen und auch noch andere erhielten Zuschüsse aus der bekannten deutschen Propagandamark, wiedergegeben wurden.

In einem Kommentar, wurde die Behauptung dieses Blattes in Bezug auf «Urwaldsbote» und «Neue Deutsche Zeitung», von unserem Mitarbeiter ins lächerliche gezogen.

Mein Vertreter vor dem Richter war der Advokat Herr Dr. Paulo Hecker.

Heute kann ich unseren Lesern mitteilen, dass ich in erster Instanz, durch ein Urteil des Richters Dr. Mario Difini, freigesprochen wurde. Die Ankläger haben nun durch ihren Advokaten gegen das freisprechende Urteil Berufung eingelegt, und kommt diese in einigen Tagen vor dem Komarkrichter zur Verhandlung. Ueber das zu erwartende Urteil werden wir, wenn es an der Zeit ist, berichten.

Fr. Kniestedt.

## Zuschriften

Sehr geehrter Herr Kniestedt!

Für die Uebersendung Ihrer Zeitung danke ich Ihnen bestens.

Sie werden sich vielleicht wundern, dass ich, als katholischer Pfarrer, mich für Ihre Informationen interessiere. Aber ich habe immer die Wahrheit über alles geschätzt und deshalb können mich die offenbar lügenhaften Berichte der deutschen Presse, Radio etc. in keiner Weise befriedigen. Seit Jahren halte ich mir deshalb neutrale Zeitungen aus Holland und der Schweiz. Wie meine Einstellung ist, mögen Sie daraus ersehen, dass ich schon 1914 von meinen Berufskollegen aufs heftigste angegriffen wurde, weil ich den ungerechten Einfall der Deutschen in Belgien aufs schärfste verurteilte, und überhaupt stets ein Kriegsgegner war. Dass ich ein ein absoluter Gegner des dritten Reiches bin, brauche ich Ihnen nicht zu erwähnen. Aber ich bin gewiss, dass auch für die Kapitalverbrecher, die jetzt dort ihr grausame Spiel treiben, die Vergeltung kommen wird. Es wird ein Ende mit Schrecken kommen. Armes Deutschland, armes deutsches Volk!

Ich schicke Ihnen hiermit 20$000 für ein Jahresabonnement Ihres Blat-

tes und bitte Sie, mir, wenn möglich, alle bisher erschienenen Nummern nachzusenden.

Auch bitte ich Sie, mir das Buch «Deutschland stellt die Uhr zurück» nebst Rechnung schicken zu wollen, welch letztere ich dann sofort begleiche.

Hochachtungsvoll

L. M., Vigario.

Kampfleitung Südamerika
der
«Schwarzen Front»

Villarica, den 10. Dezember 1934
Casilla 18 (Paraguay)

Herrn Friedrich Kniestedt
Porto Alegre

Die Kampfleitung Südamerika der Schwarzen Front bittet um Uebersendung einiger Probenummern der «Aktion» und gefällige Mitteilung, ob eine Zusammenarbeit im Sinne der von Dr. Otto Strasser proklamierten sozialistischen Einheitsfront erwünscht ist.

Mit gleicher Post gehen an Sie einige Probenummern unserer Zeitung «Deutsche Revolution» ab.

Heil Deutschland!
gez. Fricke.

* * *

Aus Deutschland, über die Grenze geschmuggelt, erhielt ich folgende Postkarte.

Venlo, 30. November 1934.

Geehrter Herr Kniestedt!

Wir haben hier von Ihnen gehört, und freuen uns über Ihre mannhafte Haltung. In Deutschland wohnend, kämpfen wir mit Ihnen für die gleichen Ziele. Deutschland über Alles. Wir begrüssen Sie!

Wehrhafte Deutsche.

N. B. — Eine gelegentliche Zusendung Ihrer Zeitung an folgende Deckadresse würde Freude bereiten.



## WEIHNACHTSFEST

Am Dienstag, den 25. Dezember veranstaltete die «Unterstützungskasse Navegantes» ihr diesjähriges Weihnachtsfest.

Schon lange vor Beginn, war der grosse Saal überfüllt. Das Programm wurde eröffnet, durch ein vortrefflich von der Kappelle João Pfützenreuter gespieltes Liederpotpouri. Hierauf folgten Pyramidenstellungen von der Zöglingsriege, die sehr gut gefielen. Dann zeigte sich die Turngruppe, welche Uebungen am Barren aus führte. Dann kam die Liebhaberbühne, die mit dem Weihnachtsmärchen «Struwwelpeter» aufwartete. Auch dieses fiel gut aus, und wurden die Darsteller reichlich applaudiert. Den Schluss machte die Gesangsgruppe, mit einem gut vorgetragenen Lied.

Und endlich kam Er, der lang erwartete und ersehnte Weihnachtsmann. Das war ein Jubel und ein Radau bei den Kleinen, denn er kam nicht leer, für ein jedes hatte er was mitgebracht. Die Freude erreichte ihren Höhepunkt, als er dann seinen grossen Sack auspackte, und nicht eines der Kleinen unbeschenkt nach Hause gehen liess.

Zum Schluss wurde der Weihnachtsbaum verlost, worauf noch ein gemütlicher Tanz die Anwesenden eine Stunde beisammen hielt.

Die Unterstützungskasse hat mal wieder gezeigt, dass sie auch ohne die gewöhnlich im Umlauf gebrachten Betellisten usw. ihren Mitgliedern etwas bieten kann.



## BRIEFKASTEN

Dr. L. F., hier. — Ihre Anfrage in Bezug der neu einzurichtenden Schule, haben wir an die Kommission weitergeleitet. Bis jetzt hat die Sache, so weit wir informiert sind, 42 Interessenten gefunden. Ob es zur Errichtung kommt, lässt sich heute noch nicht sagen.

Dr. G. S., San Domingo, Haiti. — Ich werde sehen, was sich machen lässt. Sie erhalten bestimmt Nachricht.

Hans van den Berk, Nova York. — Ja, es stimmt Haus, es ist der richtige Kniestedt. Grüsse an Grete und M. Baginsky.

Adolf H., Joinville. — Ihre Erklärung in Sache Militärdienstverweigerung, hat auf mir tiefen Eindruck gemacht. Gruss.

Otto Engelhardt, Ex-Konsul, Sevilla. — Erhielt Ihre Broschüre gegen Faschismus. Werde darauf zurück kommen.

Ernst Joske, São Paulo. — Sandte an Sie die «Aktion». Als ich kein Geld erhielt, stellte ich es ein. Es ist uns nie eingefallen, Sie als Abonnementssammelstelle anzugeben, da wir ja wissen, dass unser Blatt Ihnen nicht links genug steht.

Paulo K., Neu-Württemberg. — Habe keine Zeit Ihren Brief zu beantworten.

An Viele. — Habe absolut keine Zeit alle Briefe zu beantworten.

Otto Fricke, Villarica. — Selbstverständlich sind wir zum Tauschen bereit. «Aktion» an Sie abgesandt.

Wahrhafte Deutsche. — Wird gesandt, aber vorsehen, für Verbreitung der «Aktion» gibt es 3 Jahre. Natürlich, auch im neuen Deutschland hängt man nur die, welche man kriegt.

Ilegal. — Ueber Emmerich nicht mehr. Wir wissen warum. Nur über 3 und 16 je 50 Exemplare.



## Das neue System

Mein Postkasten wird nicht mehr beschmiert, Droh- und Schmähbriefe, Mäuse und sonstige Raritäten erhalte ich nicht mehr zugesandt. Ja, seit der Hans Brondiez seine Reinigung erhalten hat, ist man damit vorsichtig. Nachdem man mich zur heimatlosen Waise gestempelt hat, griff man hier zum neuen System.

Am Freitag, den 28. d. Mts., abends etwa um 6 Uhr, erschien in meiner Buchhandlung eine Kommission, angeblich im Auftrage der Frauenschaft der NSDAP, und überreichte mir ein Exemplar der Nummer 38 der «Aktion», und zwar in 84 Stücken. Die Sprecherin, welche sich den falschen Namen Maria Costa zugelegt hatte und in der Rua Ramiro Barcellos 85 wohnen will, erklärte im neudeutschen Tonfall: «Ich bin beauftragt Ihnen zu erklären, dass von jetzt an alle Nummern der «Aktion» zerissen an Sie zurückgeliefert werden. Wir werden die Zeitungen den Verkäufern abnehmen und nicht bezahlen, Ihr Verkauf wird hier bald erledigt sein usw.»

Das Benehmen dieser Heldin war echt arisch. Nicht ihr Aussehen, sehr gute Mischung. Als Zeugen rief ich 4 Brasilianer, dabei 2 Deutschbrasilianer. Vor dem Verlassen meines Geschäftes, erlaubte sich die Beauftragte der NSDAP noch, Brasilien zu beleidigen. In derselben Nacht wurde an der Tür meines Geschäftes ein Plakat angebracht, mit der Aufschrift: «Kanaille — Vaterlandsverräter».

Man so weiter. mir kann es recht sein. Fr. Kniestedt.





## Unterstützungskasse Navegantes

Sonntag, den 20. Januar 1935, im Vereinshause Avenida Brasil 485

## GENERALVERSAMMLUNG

Tagesordnung: Protokoll, Neuaufnahmen, Bericht des Gesamtvorstands, der Revisoren und der Delegierten des Verbands. Neuwahlen des Gesamtvorstands und der Verbandsdelegierten, Verschiedenes.

Der Vorstand macht es allen Mitgliedern zur Pflicht, sich an der Versammlung zu beteiligen. Anfang punkt 5 Uhr.

Der Schriftführer.



## Zusendungen

Argentinisches Wochenblatt, Nummer 67 68. Buenos Ayres.

Die neue Weltbühne, Nummer 47-48 III. Jahrgang. Prag—Zürich.

Das Neue Tagebuch, Nummer 48 und 49, II. Jahrgang. Paris—Amsterdam.

Europäische Hefte, Nummer 30-31 I. Jahrgang. Bern—Prag—Paris.

Der Simpl, Satirische Wochenschrift. Prag, Nummer 10 11.

Die Internationale, Nummer 2. Jahrgang 1. — Amsterdam-Paris-Barcelona.

Pressedienst der D. A. S. im Ausland. Nr. 6. Amsterdam.

Gegenwart, Nummer 14-15, Jahrgang 1. — São Paulo.

A Plebe, Nummer 77-78, II. Jahrgang. São Paulo.

Mitteilungsblatt des Verbandes der Kranken- und Sterbekassen. Sitz: Porto Alegre. — Nummer 38. Jahrgang 4. Porto Alegre.

A Vóz do Trabalhador, Nummer 55-56. Porto Alegre.



„Aktion"

FREUNDE! LESER!

HELFEN SIE uns im Kampfe gegen Krieg und Faschismus!

HELFEN SIE den Einfluss der Aktion steigern!

SORGEN SIE für neue Abonnenten für die Aktion!

LASSEN SIE uns nicht mahnen!

SCHICKEN SIE den fälligen Abonnementsbetrag gleich!

* * *

An die «Aktion» — Caixa Postal 501
Porto Alegre.

Ich bestelle hiermit Ihre Zeitung

Für ein halbes Jahr ........ 4$000

Für ein Jahr ............ 7$000

Unterschrift ..................

Genaue Adresse..................

BIS AUF WIDERRUF.